

Nr. 245. Bromberg, den 26. Oktober. 1934

Der Tiger vom Mercato.

Ein Roman aus dem dunkelsten Neapel.

Von **Hans Possendorf.**

(10. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Die Dame hatte Lucrezia unterdessen von ihrer Hand gelassen, und das kleine Mädchen unternahm nun, unbemerkt und auf eigene Faust, eine Entdeckungstour zwischen den Kisten, Ballen und Fässern auf dem Vorderteile des Schiffes.

Immer mehr näherte sich Lucrezia dem Verstecke Raffaeles. — Jetzt war sie nur noch drei Schritte von ihm entfernt. Da spähte er nochmals um sich und trat dann rasch hervor. — Weit entfernt, vor ihrem kleinen Freunde zu erschrecken, lächelte ihm die Kleine erfreut zu und streckte ihm ihr Händchen entgegen.

Raffaele behielt ihre Hand in der seinen und zog Lucrezia hastig hinter eines der großen Fässer: „Komm schnell! Ich will dir etwas zeigen, was ich für dich habe machen lassen. Es hat sehr weh getan, aber ich habe es gern für dich ausgehalten!" Und nun zog er sein Hemd über der Brust auseinander und wies ihr stolz die Tätowierung.

Mit großen, erstaunten Augen blickte die Kleine auf das flammende Herz.

„Kannst du schon lesen?" fragte Raffaele gespannt.

„Ich kann es nicht; — ein Junge braucht sowas nicht. Aber ein kleines reiches Mädchen . . ."

„Ja, ich kann lesen!" unterbrach ihn Lucrezia, eifrig nickend. Und nun hatte sie auch die Inschrift unter dem flammenden Herz bemerkt. Sie trat dicht an Raffaele heran, und mit dem Zeigefinger auf jeden Buchstaben tippend, buchstabierte sie es mühsam zusammen: „Lu... cre... zia — è — la — pas — si — —o — ne — mia!"

„Ja, richtig! So heißt es! Lucrezia è la passione mia!" bestätigte Raffaele stolz und musterte das Kind erwartungsvoll.

Verwirrt und zweifelnd sah ihn die Kleine an. Dann seufzte sie vor Staunen tief auf, und schüchtern und bang kam es über ihre Kinderlippen: „Bin ich — deine heiße Liebe?"

„Natürlich! Wer denn sonst?" erwiderte Raffaele stolz und versuchte sich den Anschein kühler Erhabenheit zu geben.

Die Kleine blieb stumm, in den Anblick der Tätowierung versunken. Sie schien es immer noch nicht fassen zu können, daß sie der Gegenstand einer solchen Huldigung geworden war. Aber endlich sagte sie bedauernd, fast traurig: „Es ist so schön gezeichnet. Wie schade, daß es beim Waschen wieder weggeht!"

„Hah! Das geht im ganzen Leben nicht wieder weg! — Es ist mit Nadeln in die Haut gestochen! — Du glaubst es wohl nicht? — Dann versuche doch einmal, es fortzuwischen!" Triumphierend hielt er ihr die Brust entgegen.

Lucrezia feuchtete ihren Zeigefinger mit der Zunge an und rieb dann eifrig auf der Tätowierung hin und her. — „Es geht wirklich nicht weg!" jubelte sie, und ihr Gesichtchen strahlte vor Vergnügen über dieses seltsame Erlebnis. Doch dann fragte sie plötzlich besorgt: „Wenn du's aber mal wieder weghaben möchtest?"

„Das will ich nie weghaben!" versicherte Raffaele ernst. „Ich will dich ja später doch heiraten, wenn ich erst groß bin". Er sagte es mit einer Bestimmtheit, als sei allein sein Wille dazu entscheidend.

Lucrezia sah ihn zweifelnd an. Dann meinte sie ängstlich: „Aber wenn es meine Mama und mein Papa nicht erlauben wollen?"

„Das hat gar nichts zu sagen!" Raffaele machte eine wegwerfende Handbewegung. Und den Kopf in den Nacken legend, fügte er mit unendlichem Stolze hinzu: „Ich werde einmal Camorrachef, und dann kann ich tun, was ich will! Dann brauche ich überhaupt deinen Papa und deine Mama nicht zu fragen, sondern entführe dich einfach!"

Aber nun wurde das Gespräch der Kinder jäh unterbrochen. In seinem Eifer hatte Raffaele nicht gemerkt, wie sich das Verhängnis über seinem Haupte zusammenzog. Die Bonne Lucrezias, die auch mit auf dem Schiffe war, hatte nach ihrer Schutzbefohlenen gesucht und sie soeben bei Raffaele entdeckt. In heftigem Zorn darüber, daß es der diebische Straßenjunge wiederum gewagt hatte, sich an das Kind heranzuschleichen, und in der dunklen Vermutung, daß er irgendwelche verbrecherischen Absichten verfolgte, war sie fest entschlossen, ihn diesmal nicht entwischen zu lassen. Mit wenigen Worten hatte sie einen der Schiffsangestellten und einen Herrn aus der Schar der Passagiere, die gerade in der Nähe waren, verständigt, und gleich darauf fühlte sich Raffaele von vier kräftigen Männerarmen gepackt.

Im Augenblick hatte er die Lage übersehen: Wenn es ihm jetzt nicht gelang, zu entwischen, war es um seine Freiheit geschehen! Man würde ihn noch nachträglich wegen des Diebstahls von damals zur Rechenschaft ziehen. Und wer weiß, was die Polizei dann noch alles über ihn in Erfahrung bringen würde, wenn sie ihn erst einmal festhatte! — Das Schiff war nur noch wenige hundert Meter vom Lande entfernt. Wenn es ihm glückte, die Insel schwimmend zu erreichen, war er gerettet!

Wie eine wilde Katze biß und kratzte er um sich. Schon hatte ihn einer der Männer losgelassen, um seine blutenden Hände vor weiteren Angriffen zu retten. Da gelang es Raffaele, mit dem Zeige- und Mittelfinger seiner Rechten dem anderen in die Augen zu stoßen, und im nächsten Augenblick war er frei. Er wollte nach der Mitte des Deckes laufen, um beim Absprung aus dem Fahrwasser des Schiffes zu kommen. Aber andere Passagiere waren bereits auf den Kampf aufmerksam geworden und verstellten ihm den Weg. Schon streckten sich Arme nach ihm aus, ihn von neuem zu packen. Da schwang er sich auf die Reling und stürzte sich kopfüber ins Wasser hinab. Sofort tauchte sein Kopf wieder aus den Fluten auf. Verzweifelt arbeitete er mit Händen und Füßen, um sich aus dem Bereiche des Schiffes zu bringen. Aber es war vergebens: Das Wasser zog ihn mit unwiderstehlicher Gewalt dem Radkasten entgegen. Die Passagiere beobachteten mit angehaltenem Atem seinen Kampf mit den Wellen. Er dauerte nur wenige Sekunden. Dann ging es wie ein Schrei durch die Reihe der Zuschauenden: Die breiten Schaufeln des

Rades hatten den Körper des Jungen erfaßt und begruben ihn klatschend in dem weißen Gischt.

Eine größere Anzahl von Booten umschwärmte bereits das in den Hafen einfahrende Schiff. Dicht neben einem dieser kleinen Fahrzeuge, ein ganzes Ende von dem Dampfer entfernt, kam der zerschlagene, blutige Körper noch einmal an die Oberfläche empor. Die Fischer erfaßten ihn und zogen ihn ins Boot.

Raffaele schlug die Augen auf, kam noch einmal zu klarem Bewußtsein und ächzte mit der letzten Kraft seiner versagenden Stimme: „Im Namen der Camorra — versteckt mich!“ Dann schwanden ihm wieder die Sinne.

Als ein Boot von dem Dampfer herabgelassen war, um Raffaele an Bord zu holen, war er nicht zu finden. Die Fischer behaupteten, es sei eines der anderen Boote gewesen, das den Jungen aufgenommen habe, — es liege eine Verwechslung vor. Es gab Hin- und Herreden, Zanken, Schreien und Fluchen. Aber Raffaele war und blieb spurlos verschwunden. Unbemerkt hatten die Fischer seinen Körper, in einem Korbe versteckt, in ein anderes Boot hinübergereicht, von diesem wieder in ein anderes; und während man noch schalt und stritt, war er längst in Sicherheit gebracht.

*

Als Raffaele nach vielen, langen Wochen endlich von seinen schweren Verletzungen genesen war, war sein erster Gang nach der Villa Nazionale. Er wollte die kleine Lucrezia wiedersehen; schon um sich selbst zu beweisen, daß ihm auch dieses Mißgeschick nicht den Mut genommen habe, seinen Willen durchzusetzen. Aber obwohl das Wetter prächtig war und wieder zahlreiche Kinder die Anlagen bevölkerten, entdeckte er die kleine Lucrezia diesmal nicht unter ihnen.

Täglich wiederholte Raffaele seine Spaziergänge dorthin, denn an eine Wiederaufnahme seiner „Arbeit“ war bei seiner Schwäche noch nicht zu denken. Aber stets war sein Suchen nach der Kleinen vergeblich. —

Allmählich kam ein banges Gefühl über ihn, und er begann zu fürchten, daß sie krank, oder daß ihr ein Unglück zugestoßen sei. — Alles mögliche ersann er, um sich über seine Befürchtungen hinwegzutäuschen: Vielleicht war die Kleine aufs Land gereist, — oder die Familie hatte Besuch, — oder ihre Bonne führte sie anderswohin zum Spielen. Überall suchte er nach ihr. Aber der Winter nahte, und Lucrezia blieb verschwunden.

Jetzt erst kam Raffaele zum Bewußtsein, wie ungeschickt er gewesen, sie nicht nach ihrem vollen Namen zu fragen. Er war gar nicht darauf gekommen, weil sie doch stets bei schönem Wetter in den Anlagen zu finden war. Und sie sonst über ihre Familie zu befragen, war nie Gelegenheit gewesen. Er hatte ja nur dreimal ganz wenige Worte mit ihr gewechselt.

Als noch ein paar schöne Tage kamen und die Anlagen sich vor Eintritt der kühleren Jahreszeit noch einmal mit Kindern füllten, machte er sich an dieses und jenes der Kinder heran und fragte sie nach Lucrezia aus. Manche wußten wohl, wen er meinte. Aber auch sie kannten ihren Familiennamen nicht. Sie wußten nur, daß sie Lucrezia hieß und daß sie seit langem nicht mehr mit ihrem Fräulein zum Spielen gekommen war.

Da sagte sich Raffaele, daß er seine kleine Retterin wohl nie wieder sehen würde; und das machte ihn sehr traurig, — so traurig, wie er erst einmal in seinem jungen Leben gewesen: an jenem Tage, da man seine Mutter in die furchtbare Grube auf dem grauenvollen „Camposanto vecchio“ gesenkt hatte.

Zweiter Teil.

1.

Zehn Jahre waren vergangen, — voll von schweren politischen und militärischen Kämpfen für König Victor Emanuels Reich. Hoffnungen und Enttäuschungen, Siege und Niederlagen hatten einander abgelöst. Aber stets war dem tatkräftigen Herrscher im entscheidenden Augenblick das Glück zu Hilfe gekommen: Wenige Jahre, nachdem er das „Königreich beider Sizilien“ mit der Hauptstadt Neapel unter sein Zepter gebracht hatte, ermöglichte es ihm Preußens Sieg bei Königgrätz, den Habsburgern die Lombardisch-Venezianischen Lande zu entreißen. Und wieder war es dann Preußen-Deutschland, das ihm durch den Sieg bei Sedan die Möglichkeit schuf, Frankreichs Willen mißachtend, in den Kirchenstaat einzurücken, Rom zur Hauptstadt zu erklären und damit sein Werk, die Einigung Italiens, zu vollenden.

Aber auch diese großen Ereignisse änderten in Neapels öffentlichem Leben nur wenig. Der Hauch der neuen Zeit schien diese Stadt kaum zu streifen. Zwar gab es jetzt eine Eisenbahn nach Rom, nach Foggia und nach Salerno, und alle drei Linien liefen in einem großen Zentralbahnhofe zusammen. Aber das neue pompöse Gebäude lag wie ein Fremdkörper in den Eingeweiden der Altstadt. Der Ankömmling geriet, wenn er nicht gleich linker Hand den Corso Garibaldi hinunterging, unfehlbar in ein irrgängiges Gewirr von verrufenen Straßen, — meist gerade in die Duchesca-Gassen, in denen man kaum am hellen Tage seines Lebens und seines Eigentums sicher war.

Auch die Camorra gedieh wieder besser denn je: Die Amtsführung des strengen Polizeipräfekten Alfredo Colnaghi hatte damals nur wenig über ein halbes Jahr gedauert. Kaum hatte er den Verbrecherbund wenigstens äußerlich etwas unterdrückt und die Polizei Neapels einigermaßen reformiert, da wurde er, zum Kummer aller ordnungsliebenden Bürger, nach Sizilien abberufen, wo es die Maffia, eine Schwestergesellschaft der Camorra, und die Briganten fast noch schlimmer trieben. Der Nachfolger Colnaghis aber hatte sich bald durch camorristische Drohungen lähmen lassen, der alte Schlendrian war wieder eingerissen, und Hunderte gefährlicher Camorristen, die sich damals vor der Massenverhaftung aus dem Staube gemacht hatten, waren längst in ihre Vaterstadt zurückgekehrt.

Von politischen Bestrebungen hatte sich der Verbrecherbund ganz abgewendet, denn der letzte bourbonische König mußte seine Hoffnung, Neapel von dem geeinigten Königreiche wieder loszureißen und seinen Thron zurückzugewinnen, schließlich aufgeben. Aber jene politische Periode, in der sich die Camorra als Bourbonen-Freundin aufspielte, hatte ihr wertvolle Beziehungen bis in die höchsten Kreise eingebracht. Und während sich früher ihre Mitglieder nur aus der untersten Volksschicht rekrutierten, gab es nun auch Camorristen in der Finanzwelt, unter den höheren Beamten und beim Adel; sogar eine Fürstlichkeit stand im Verdacht, enge Beziehungen zu der „schönen und geehrten Gesellschaft“ zu unterhalten. Diese Salon-Camorristen beteiligten sich jedoch nicht an der Ausführung der Verbrechen. Das Amt eines solchen eleganten Schuftes bestand vielmehr darin, Gelegenheiten auszukundschaften und so die Basis für die Verbrechen zu liefern, weshalb er in der Sprache des Geheimbundes den Titel „Basista“ führte. Er war den Mitgliedern der niederen Camorra nur selten persönlich bekannt, sondern verhandelte meist mit dem Capintesta oder mit dem Capintrito einer der zwölf Camorra-Abteilungen. Unter solchen Umständen mußte in der guten Gesellschaft Neapels allmählich ein Gefühl größter Unsicherheit um sich greifen. Bald wußte man nicht mehr, wem man noch trauen durfte. Ja, einige dieser Salon-Camorristen waren frech genug, ihre Beziehungen zu dem Verbrecherbunde nicht einmal mehr zu verschleiern. Und aus Furcht vor der Macht, die hinter diesen Scharken stand, wagten es die guten Familien nicht, ihnen ihre Salons zu verschließen. So kamen selbst in der scheinbar besten Gesellschaft Neapels oft die unerhörtesten Dinge vor. Erst vor einigen Monaten war folgendes geschehen:

Der Herzogin von Ascoli war auf einem Ball im Hause des Marchese de Marino ihr wertvolles Brillantdiadem vom Kopfe herunter gestohlen worden. Alle Nachforschungen der Polizei waren vergeblich geblieben. Bei der Dienerschaft hatte man nichts gefunden, und die Wohnungen aller an diesem Feste beteiligten Gäste zu durchsuchen, war nicht angängig. Bald tuschelte man einander die gewagtesten Vermutungen und Verleumdungen zu, und niemand war mehr sicher davor, von seinen Bekannten für einen Dieb oder heimlichen Camorristen gehalten zu werden.

Am meisten litten der Marchese de Marino und seine Familie unter diesem Skandal, da der Diebstahl in ihrem Hause verübt worden war. Monatelang hatte sich der alte Edelmann von jedem gesellschaftlichen Verkehr ganz zurückgezogen und seine Zeit und Kraft, mit Hilfe von teuren Agenten, der Aufspürung des Diebstahls gewidmet. Aber alles war vergebens geblieben. Er mußte sich entschließen, seine Bemühungen aufzugeben und — um nicht noch mehr

Stoff zu Klatschereien zu geben — wieder an den gesellschaftlichen Ereignissen der Stadt mit seiner Familie teilzunehmen. So war er heute zur Eröffnung der Oster-Spielzeit — man schrieb das Jahr 1872 — mit seiner Gattin, seinen drei Töchtern und seinem Sohne in seiner Loge des San Carlo-Theaters — das damals das größte Opernhaus der Welt war — erschienen.

(Fortsetzung folgt.)

Feindlicher Schutzgeist.

Skizze von **W. Noltens-Meyer.**

Anfangs mischten sich in Robbingers heimlich glühende Liebe zu June Gewissensbisse; doch dann zeigte sich, daß sie von der Vorsehung als eine Art Schutzgeist für einen blinden Mann ausersehen worden war. — —

Robbinger hatte nun einmal die Pflicht übernommen, sich mit dem Feind zu befassen. Der Weisung gemäß führte er die Generalstäbler, lauter Offiziere der Besatzungstruppe von der britischen Armee, in den Rathaussaal. Aber keiner von ihnen nahm Platz an der langen Tafel. Einige stützten sich auf die hohen Lehnen der antiken Stühle, andere spielten mit der Reitpeitsche. Fast alle trugen eine zwanglose Zurückhaltung zur Schau, wie um die Härte der Lage zu mildern; doch mit der fremden Uniform, den wuchtigen Stiefeln und schweren Tritten verbreiteten sie das Gewicht ihrer gewaltsamen Gegenwart.

Es stellte sich heraus, daß ein paar von ihnen ziemlich gut Deutsch sprachen und keinen Dolmetscher brauchten. Mehrere setzten sich auf die Kante des Verhandlungstisches. Sie breiteten ihre Generalstabskarten und Ortspläne aus und ließen sich Angaben über die unterschiedlichen Stadtteile machen, um danach die Truppen zu verteilen. Schließlich zündeten verschiedene Offiziere Zigaretten an.

Robbinger gab hier und da Bescheid. Ein ziemlich alter Oberst mit Philosophenstirn und gütigen Augen nahm ihn in Anspruch. Zwischendurch fragte er: „Sind Sie Engländer?"

Robbinger zuvorkommend, aber tieferenst: „Nein."

„Sie sprechen ausgezeichnet englisch. In England studiert, vermute ich."

Robbinger höflich, aber herb: „Ja."

Der Oberst übernahm die Kommandantur und forderte Robbinger als Mittler zwischen seinem Amt und der Bevölkerung. Nach einigen Wochen sagte er zu ihm: „Ich will meine Familie eine Zeitlang kommen lassen und möchte, daß Sie geeignetes Quartier besorgen, möglichst mit Aussicht auf den Rhein. Meine Tochter mag die Gegend gern. Ich hatte sie kurz vor dem Krieg zur Ausbildung hierher gebracht."

Eines Tages kam nun June ins Bureau des Vaters, und zwar so frisch und heiter, daß sich im Nu die sonst streng militärische Atmosphäre lockerte.

„O dad", sagte sie — und dieses „dad" muß man etwa mit „liebes Väterchen" übersetzen — „o dad, du hast an die Karten für „Götterdämmerung" nicht gedacht."

„In der Tat", antwortete ihr Vater. Bedaure. Vergaß es. Das mache ich noch wieder gut." Er winkte Robbinger.

June sah ihn von weitem und beobachtete genau, wie er von seinem Schreibtisch herankam, mit ruhigen, langen, festen Schritten, unantastbar ernst.

Der Oberst erklärte freundlich: „Dies ist unser Dolmetscher. Er wird dir behilflich sein. Er weiß auch über deutsche Literatur gut Bescheid."

June und Robbinger sahen einander an: keine Begrüßung, kein Wort; die trennende Wand der feindlichen Lager stand zwischen ihnen. Aber darüber hinweg sprang unhaltbar ein Funke aus dem Unsichtbaren von Blick zu Blick; und beide wußten sofort von einander, daß sie sich bemühten, ihre plötzliche Erregung zu verbergen.

Schon bald nahm June bei dem Dolmetscher deutsche Konversationsstunden als Vorbereitung für die Universitätsstudien in Berlin. Die erste Unterbrechung kam, als ein junger Offizier aus England eintraf. Er tat sehr vertraut mit dem Oberst und beklagte sich bei ihm mehrmals über Junes abweisendes Benehmen; sie sei gänzlich verändert. Er hatte grobe, fast harte Züge, ein kantiges Kinn, starke breite Lippen, betrug sich aber diszipliniert, wie das jahrelange Erziehung schließlich bewirkt.

June sagte zu Robbinger: „Morgen bin ich verhindert. Setzen wir einen Tag aus."

„Ah, der Offizier", ging es ihm durch den Sinn.

Richtig, am folgenden Tag fand sich der junge Brite ein und begann beim Oberst: „Ich habe am Stadtwald ein schönes Haus besichtigt." Er nannte die Nummer und schilderte es ausführlich. Robbinger wurde beauftragt, die Bewohner zu veranlassen, soundsoviele Zimmer zu räumen, möglichst zusammenhängend, da sie für ein junges Ehepaar bestimmt seien.

Er ging hin. Es war eins der feinsten Bauwerke am Park. Nach der Quartierliste hatte es zwanzig Zimmer und nur sechs Bewohner. Robbinger nahm eine Weile in der Halle Platz. Dann kam der Besitzer, ein Greis, die Treppe herunter und setzte sich zu ihm. Die Hände zwischen den Knien gefalten, das kahle Haupt gesenkt, sagte er still: „Muß es unbedingt sein? Denn — drei meiner Söhne sind gefallen — zwei sind krank aus dem Feld zurückgekehrt und zur Erholung fort — und einer, hauptsächlich seinetwegen wollte ich Sie bitten, uns mit Besatzung zu verschonen — er hat im Krieg die Augen verloren. Alle Wege im Hause sind ihm vertraut und doppelt lieb; das ist nun seine begrenzte Welt. Sie verstehen: ich möchte vermeiden, daß er hier Feinden begegnet."

Oben ging eine Tür. Der Blinde kam langsam die Treppe herunter. Wahrhaftig: er setzte die Füße wie ein Sehender auf die Stufen; er ging an den Kunstgegenständen in der Halle vorüber ohne anzustoßen; dennoch lag in seinem aufrechten Schreiten eine gewisse Verhaltenheit und Vorsicht: die traurige Bereitschaft, jeden Augenblick irgendwo anzustoßen und den Gliedern schnell Halt zu gebieten.

Robbinger überlief ein Schauder. Er schämte sich seiner Erschütterung nicht. „Ich werde mein Bestes tun", sagte er leise zu dem alten Herrn.

Draußen auf einer Bank in den Anlagen zog er die Quartierliste und seinen Stift aus der Tasche. In die Rubrik „Anzahl der Personen" setzte er mit sicherem Strich eine 1 vor die 6; demnach befanden sich in dem Haus, das er soeben verlassen hatte, nunmehr 16 Personen.

Niemand hätte die winzige Änderung entdeckt, wäre der junge Offizier in das geschmackvoll eingerichtete Haus nicht so vernarrt gewesen. So kam er nach wenigen Tagen mit June und Robbinger nochmals und hatte ein erschreckend finsteres Gesicht. Die Quartierliste in der Hand, die Beine gespreizt, stellte er sich in die Halle und überführte Robbinger. June beobachtete den Belasteten unausgesetzt.

Der Offizier: „Warum haben Sie die Fälschung begangen?"

Robbinger mit ruhiger, aber dröhnender Stimme, wie von der Kanzel zu einer Menge gesprochen: „Dem jüngsten Sohn des Hauses sind im Kriege die Augen ausgeschossen worden. Ich wollte ihm ersparen, nun auch noch in seinem eigenen Heim auf Feinde zu stoßen . . ."

June ist gepackt, bleich, steht wie eine Säule, hat aber leuchtende Augen auf Robbinger gerichtet, der sie keines Blickes würdigt. Ehe der Offizier Worte findet, wendet sie sich ihm ungeduldig zu und sagt mit mannhafter Bestimmtheit auf englisch: „Ich wünsche in diesem Hause nicht zu wohnen."

„I see", äußert der Offizier trocken.

June schritt ihm voran zur Tür, als ginge er sie nichts mehr an. Und so war es auch. Nach einiger Zeit reiste der Leutnant ab.

June nahm regelmäßig Stunde über Kunst und Literatur. Kurz nachdem die Besatzung abgezogen und ihre Trauung mit Robbinger beschlossene Sache war, kam sie auf das Erlebnis in dem schönen Haus am Stadtwald zurück. Sie sagte: „Weißt du, was ich am liebsten getan hätte, als du die kleine Fälschung erklärtest?"

„Was?"

„Dies!" Sofort fiel sie ihm um den Hals, küßte ihn und sagte dicht vor seinen Augen: „Really, you Germans are a wonderful people." — Sagte also: „Wirklich, ihr Deutschen seid ein wunderbares Volk."

Gang im Herbst.

Von Carl Wiemuth.

Es ist wirklich Herbst. Der Abend kommt früher. Schon müder lächelt das buntentflammte Land. Vereinzelt sickert fröstelnde Kühle herab. Aber noch herrscht Leben in aller Natur.

Ich streife vorbei an Gärten, die aufbrechen, um in den Schlaf zu gehen. Noch leuchten die letzten Blumen, die Astern, die Chrysanthemen und Dahlien in ihren vollen Farben. Aber bald werden sie verblüht, verschwunden und vergessen sein.

Jetzt begleitet eine Gruppe alter Bäume den Weg.

In diesem Jahre haben es die Apfelbäume besonders gut mit ihren Besitzern vor. Sie haben sich so überreich mit den schmackhaften Früchten behangen, daß nur die langen Stangen, die man ihnen unter die von der Last geschwächten Arme geschoben hat, einen Bruch des Geästes verhüten.

Eine Leiter lehnt einsam an einem knorrigen Stamm. Ein junger Bursche verschwindet plötzlich zwischen Laub und Früchten. Dann schüttelt sich der Baum, und ein reicher Segen ergießt sich zu Boden.

Ich bleibe stehen. Ein Bauer nickt mir lächelnd zu. Und so zögere ich auch nicht lange, um mich zu bücken und einige der rotwangigen Früchte aus dem Strom herauszufischen. Ein paar stecke ich ein, der Bauer hat es lächelnd gestattet. Es ist ja reichlich vorhanden.

Der schwelende Rauch der Kartoffelfeuer steigt langsam empor. Glitzernd spielen mit ihm die Strahlen der Sonne, die wohltuend und warm hier begrüßt werden. Dann fallen die weißen Rauchschwallen auseinander. Einzelne hauchzarte Schleier segeln noch turmhoch in der weiten Bläue des Himmels.

Ich öffne den Rock, um so ungehinderter diese letzte Spende der Sonne zn genießen.

Ungezählte fleißige Hände graben in der erntefrohen Erde. Dicke Knollen häufen sie in große Säcke. Viele Felder sind schon abgeerntet, einige sind noch unberührt. Runkelrüben prahlen mit ihren großen grünen Blättern. Hier graben zwei stämmige Burschen die schützende Grube für den Winterschlaf dieser begehrten Leckerbissen der Kühe.

Ich gehe näher an eine der Gruppen heran, die emsig Kartoffeln aufsuchen und in breite Säcke schütten.

Ueber ein schmales Brett, das sich tief durchwiegt, schleppen die Arbeiter die gefüllten Säcke zum Wagenrand hinauf. Der Mann auf dem Wagen packt den Sack an den Enden und läßt den Inhalt in den Kasten poltern.

Der Mann auf dem Wagen ist Student. Er hat als Landhelfer sich zur Erntearbeit gemeldet und versieht seine schwere, aber schöne Arbeit mit immer fröhlichem Gesicht. Ich komme mit ihm ins Gespräch. Er gehört schon lange Jahre der Artamanenbewegung an, die kürzlich vom Jugendführer des Deutschen Reiches in die Hitlerjugend eingegliedert wurde.

Die Artamanen waren bereits in der Nachkriegszeit die Pioniere für die Idee des deutschen Bauerntums. Sie schafften in den Städten einsatzbereite Jungmannen um sich und zogen mit ihnen hinaus aufs Land. Als ihr Lebensziel betrachten sie einen eigenen Hof, den sie sich oft in jahrelanger anstrengendster Tätigkeit erarbeiteten. Wie sehr die Reichsjugendführung diese Pionierarbeit neuer deutscher Lebensformen anerkennt, geht aus den Worten Baldur von Schirachs hervor, die er anläßlich der Eingliederungskundgebung in Güstrow zu den Artamanen gesprochen hat:

„In der Landhilfe liegt eine große verpflichtende Aufgabe für euch, Artamanen, eine Aufgabe der Menschenführung und Menschenformung. Hier werdet ihr in der Zukunft angesetzt werden, und ihr werdet ringen müssen um die Menschen, die innerlich vielleicht noch nicht ganz zu uns gehören, die aber zu uns gehören müssen.“

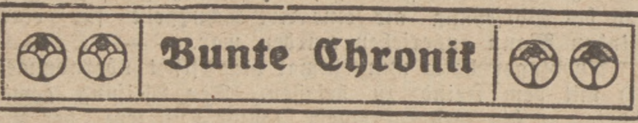
Gemeinsam mit dem gewohnten Bauern arbeiten diese Jungen der Landhilfe am Pflug und bei der Ernte. Das Landhilfejahr betrachten sie als Dienst an der Scholle, der ein Bekenntnis zum deutschen Bauerntum ist. Viele von ihnen aber wollen später gar nicht mehr fort, sie haben auf dem Lande eine neue und schönere Heimat gefunden. — Es tut gut, diesen frischen, gesunden und fröhlichen Menschen zuzuschauen.

Dann bin ich allein mit dem herbstlichen Wald, der die Felder und Wiesen umrandet. Die Tierwelt hat sich zum Abschiedsfest versammelt. Die jünsten Vögel zwitschern aufgeregt von der großen Reise in den unbekannten Süden. Die älteren Artgenossen beruhigen sie mit ihrer eigenen zielsicheren Führung. Eichhörnchen sammeln ihren Wintervorrat. Kaninchen sichern ihre Höhlen. Und hier zieht langsam ein Reh über eine grüne Schneise.

Leise regnet das Laub von prachtmüden Aesten herab. Jetzt haftet ein rotbraunes Blatt auf meinem Mantel. Ich streife es ab.

Warum? Das Leben geht zur Ruhe.

Als ich am späten Nachmittag in die Stadt heimkehrte und die ersten Lichter hinter den Fenstern hervorguckten, da wußte ich eigentlich erst recht, was Feierabend ist.



Eine Stradivari-Geige entdeckt.

In Bergamo fiel jüngst ein 11jähriger Straßenmusiker durch sein wundervolles Geigenspiel auf. Ein Musikprofessor aus Bologna, der den Knaben kennenlernte, entdeckte, daß er eine echte Stradivari-Geige spielte. Er veranlaßte eine Untersuchung des Instrumentes durch bedeutende Sachverständige, die ihm die Echtheit des Instrumentes bestätigten. Dann veranlaßte er einen Liebhaber, die Geige für einen Preis von 150 000 Lire zu kaufen. Das Geld, das für den Knaben sicher angelegt wurde, wird zu seiner musikalischen Ausbildung verwandt.

Leuchtende Damenschuhe.

Einen ganz neuen Schlager bringt eine Schuhfabrik in Philadelphia auf den Markt. Damenschuhe aus Leder, das mit einer „radiumhaltigen“ Masse imprägniert ist, werden angeboten. In den ausgesandten Prospekten wird behauptet, daß diese Schuhe bei Tage normal wirken, bei Eintritt der Dunkelheit aber zu leuchten beginnen. Für die verschiedenen Stimmungen werden dabei wundervolle Nuancierungen im Farbton angepriesen: Zartrosa, sanftes Grün, schmeichelndes Lila, Opalblau, knalliges Rot usw. — Nun haben wenigstens auch sonst unbekannte Größen endlich Gelegenheit, ihr Licht leuchten zu lassen.

Ein fliegendes Hotel.

Die längste Flugroute der Welt ist zur Zeit die Strecke Amsterdam—Batavia, die von Verkehrsflugzeugen der Holländischen Luftfahrtgesellschaft beflogen wird. Um den Passagieren die Strapazen dieses mehrtägigen Fluges zu erleichtern, soll mit Beginn des kommenden Jahres 1935 ein Fokker-Flugzeug in Dienst gestellt werden, das infolge seiner komfortablen Einrichtung als das erste fliegende Hotel bezeichnet werden muß. Bisher sind die Bequemlichkeiten der Schlafkabinen und Bordküche nur auf den großen Luftschiffen zu finden gewesen, jetzt wird erstmalig ein Verkehrsflugzeug in ähnlicher Weise eingerichtet. Das Fokker-Flugzeug wird nur 16 Passagiere befördern, diese aber werden die Möglichkeit haben, auf der 9000 Meilen betragenden Strecke sowohl ihre Nachtruhe wie sonstige Bequemlichkeiten zu genießen. Die Sitze der Passagiere im Flugzeug können nachts in Betten umgewandelt und voneinander durch Vorhänge abgeschlossen werden. Den Passagieren wird das erste und zweite Frühstück, das in einer kleinen elektrischen Küche bereitet wird, während des Fluges frisch serviert. Die Hauptmahlzeit dagegen wird stets in einem Hotel auf dem Erdboden eingenommen, da jeweils nachmittags oder abends in größeren Städten Landungen erfolgen. Nach der Abendmahlzeit erfolgt dann der Weiterflug. Das Flugzeug, das eigentlich 32 Fahrgäste befördern könnte, ist mit 700 Pferdestärken ausgerüstet. Der Umstand, daß nur 16 Passagiere befördert werden, ermöglicht für diese die größte Bequemlichkeit.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.